Hochzeit auf der Schildwache

Autor(en): **Hebel, J.P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 36

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640611

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

eingeschlagene Stelle. Plötzlich warf er die Knochen von sich, tat einen furchtbaren Schrei und lief wie von Furien verfolgt in den Wald hinein.

Er wartete, als ich ihn rief. Im Weitergehen erzählte er mir die Geschichte jenes Hundes, dessen Gerippe drüben moderte.

„Ich habe manches Tier totgeschlagen. Ich bin ja Metzger. Aber diesen Hund hätte ich nicht totschlagen sollen. Niemand darf darum wissen außer du, und du auch nur, weil du ja weggehst. Die Leute sind hier so klatschsüchtig.

Ich hatte einst ein Mädchen gern, du weißt ja, die Liese, die Blonde. Aber die war falsch zu mir und liebte einen Hungerleider von Schreiber, der beim Notar Fink auf dem Büro war, mehr als mich. Der Kerl war aber schwindsüchtig und starb nach ein paar Monaten. Seinen Hund — er hatte einen prächtigen großen Hund, der Teufel weiß woher — nun: den schenkte er auf dem Sterbebett seinem Schatz.

Sie pflegte und liebte das Tier, als ob's der verrechte Schreiber selber gewesen wär'. Sie ging mit ihm aufs Grab, sie ging mit ihm spazieren, sie ging mit ihm überall. Und ich haßte den Hund, wie ich den Schreiber gehaßt habe, und wie ich sie haßte.

An einem Märzabend lockte ich ihn mit, band ihn an einen Strick und führte ihn in den Wald zur Goldbachmatt. Und dort schmeichelte ich ihm, sagte ihm „liebes Schreiberlein" und strich ihm übers glatte Fell. Er legte sich vor mir auf die Erde und sah mich wedelnd an. In diesem Augenblick gab ich ihm mit der Axt den tötenden Streich. Er kläffte kläglich und verdrehte die Augen nach oben — o diese Augen! Du hast sie ja nicht gesehen! Danke Gott, daß du es nicht sahst, wie sie aus ihren Höhlen traten, groß, braun, anklagend — — als ob du einen Menschen ermordet hättest — Augen, deren brechender Blick sich um mein Herz legte, wie eine Kette, wie ein Ring, der immer enger wird — Augen, vor denen ich ins Dorf und in die Welt hinaus flüchtete..."

Merkwürdigerweise schlief er in den nächsten Nächten wieder ganz ruhig. Ich sah während der Zeit, die ich noch bei ihm blieb, auch einmal seine ehemalige Geliebte. Sie ist eine dralle Bäuerin geworden, nicht besser und nicht schlechter als die andern ihres Geschlechts im Dorfe.

Von seinem neuen Arbeitsgebiet ganz übernommen, schien Karl Seiler die unheilvollen Träume ganz vergessen zu haben. Tatkräftig nahm er sofort die Leitung des Geschäftes in die Hand. Es machte mir den Anschein, als ob er der richtige Mann am Platze sei, und daß ihm seine Arbeit Freude bereite.

Nach einem recht herzlichen Abschied verdingte ich mich dann in Zürich. Er hatte mir versprochen, einmal zu schreiben. Das tat er schon nach vierzehn Tagen. Ob ich mit ihm von neuem auf die Walz gehen wolle, fragte er. Sein Geschäft beabsichtige er zu verkaufen, und sich dann später irgendwo in einer fremden Stadt niederzulassen. Ich antwortete ihm, daß mich sein Vorschlag sehr verwundere, ich könne vor dem Frühjahr nicht fort, und dann würden wir ja sehen.

Und jetzt ist Ende August und Karl Seiler im Irrenhaus.

Hochzeit auf der Schildwache.

Von J. P. Hebel.

Ein Regiment, das sechs Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonierung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um 3 Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an und dachte: „Glitzert ihr, solange ihr wollt, ihr seid doch nicht so schön als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle." Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: „Es könnte jetzt bald drei sein." Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit ging in's Feld, aber noch stand unser Musketier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sei ausmarschiert schon um 3 Uhr, kein Kamaschenknopf sei mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also ging der Musketier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Lesers Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musketier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch' ich sie auch nimmer." Zudem dachte er: „Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kann's spanische Nudeln absetzen," er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: „Der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse," und ob sonst schon etwas mochte geschehen sein, geht den Leser nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hüninger Deserteur, es sei ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sei ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit ging ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz die Heirat kam zustande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heimkam, schaute ihn seine Frau bedenklich an, „Fridolin, es ist jemand dagewesen, der dich nicht freuen wird." — „Wer?" — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da." Der alte Vater lamentierte, die Tochter lamentierte und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräter. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist." Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er tun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und ging wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittiert, eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulösen." Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, alte gute Bekannte des Vermißten, liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengeschmoret sein, gleich einem Borstdorfer Aepfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte und löste ihn ab: „Präsentiert das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch," nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn und mußten ihm alles erzählen. Der Obriste aber, der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federntaler und half ihm hernach zu seinem Abschied.

—— Nachdruck aller Beiträge verboten. ——